

ELENA N. TSVETAeva (Moskva)

## Warum ist jeder seines Glückes „Schmied“. Zum Ursprung eines Sprichwortes

Eine Novelle Gottfried Kellers heißt *Der Schmied seines Glückes*. Es geht nämlich um einen gewissen Hans Kabis, dessen Idee auf dem Wege zu einem glücklichen Leben es ist, mit ein paar gescheiterten Meisterschlägen sein Glück zu schmieden, wenn nötig auch abwarten, was er auch übrigens ziemlich lange tut. Dann irgendwann macht er sich ans Werk, aber seine „Meisterschläge“ sind nichts anderes als Image-Tricks, die er mit seinem zu John Kabys veränderten Namen, mit Schmucksachen, mit einer wegen des schönen Braut-Namens für ihn erwünschten Ehe, die an seiner Enttäuschung scheitert (offiziell trägt die potenzielle Braut einen ganz banalen Namen), schlecht und recht vollführte.

Er wird Barbier in seiner Heimatstadt Seldwyla, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, aber später erfährt er, dass sein Vetter, alt und reich, in Augsburg lebt. Und da macht er sich auf den Weg, das Glück lässt auf sich nicht warten: Es gelingt ihm, das Vertrauen des Vetters zu gewinnen. Da dieser in einer kinderlosen Ehe sein Leben fristet (und das ohne positive Aussicht, da es seine dritte Ehe ist), erklärt er John testamentarisch zu seinem Sohn und Erben. Aber das Wetter schlägt um, der Vetter bekommt nach einer geraumen Zeit einen echten Erben (unwissend, dass ihm dazu von seinem Neffen verholphen wurde), vernichtet das Testament. John protestiert, versucht auf sein Recht zu pochen, aber der erboste Vetter wirft ihn hinaus.

Die Geschichte endet in Seldwyla, wo unser Glücksschmied eine kleine Schmiede kauft und dort Nägel machen lernt. Er empfand freilich „Reue

über die unzweckmäßige Nachhilfe, welche er seinem Glück hatte geben wollen. Allein auch diese Anwendungen verloren sich allmählich, *je besser die Nägel gerieten, welche er schmiedete*“ (KELLER).

Eine durchaus lehrreiche Geschichte, fast eine Parabel. Man könnte sie literaturwissenschaftlich vielseitig interpretieren. Wir beschränken uns aber auf den Titel, der ein Teil von einem überaus gebräuchlichen deutschen Sprichwort ist.

Die Novelle veranschaulicht – parömiologisch betrachtet – den Weg, welchen ein Idiom durchmacht, aber rückwärts. Der Protagonist geht seinen Weg des Leidens, indem er falsch den Sinn der Volksweisheit versteht. Er wartet ab, gibt sich nicht viel Mühe. Und erst wenn er sich an das handwerkliche Schmieden macht, erlebt er eine seelische Transformation, denn es geht zum Schluss um Nägel, die immer besser gerieten, und somit wird unser „Glücksschmied“ zu einem Meister, zu einem, der etwas eigenhändig schafft. Aber er *schmiedet* (im wahrsten Sinne des Wortes) doch Nägel. Er erreicht praktisch den Zustand des phraseologischen Etymons, legt den Bedeutungswandelweg vom Abstrakten zum Konkreten zurück.

Was hat dann das Wörtchen *Glück* damit zu tun? Darum geht es uns. Das Etymologisieren ist nur ein Teil der historischen Phraseologieforschung, aber der aufregendste. Dank den deutschen und russischen phraseografischen historischen Quellen könnte man schließen, dass das Rätselhafte im phraseologischen Bestand einer Sprache nicht selten auch in der anderen Sprache Geheimnisse birgt.

Gerade deshalb können wir unsere Analyse erweitern, eigentlich müssen wir das, sonst wäre eine mehr oder weniger komplette Vorstellung von einem sprachlichen Phänomen kaum möglich.

Der Stamm ist äußerst produktiv in der deutschen Wortbildung – sowohl bei der Ableitung als auch bei der Zusammensetzung. Was ein mittelbarer Hinweis auf die Relevanz des Begriffs für das deutsche Weltbild seit dem Mittelalter ist. Um nur einige wenige Beispiele anzuführen:

- die Verben: *glücken* „gelingen, nach Wunsch ablaufen“, mhd. *g(e)lücken*, wurde zum Substantiv gebildet; im Mhd. findet sich nur selten, erst in nhd. Zeit breitet sich das Verb aus; *beglücken* „glücklich machen, erfreuen“ ist seit Anfang des 17. Jh. belegt; *verunglücken* „einen Unfall erleiden, misslingen, missraten“ (17. Jh.);
- das abgeleitete Substantiv *Unglück* „verhängnisvolles Ereignis, schweres Missgeschick, Schicksalsschlag, Pech“, mhd. *ung(e)lücke*;
- die abgeleiteten Adjektive: *glücklich* „vom Glück begünstigt, erfolgreich, zufrieden, vorteilhaft, günstig“, mhd. *gelüchelich* „vom Zufall,

vom Schicksal abhängig, günstig“; *unglücklich* „traurig, niedergeschlagen, bedrückt, verhängnisvoll“ (15. Jh.); *glücklich* „sehr glücklich, überglücklich“, mhd. *gelücksælec*;

- die substantivischen Zusammensetzungen: *Glückseligkeit*, spätmhd. *gelücksælecheit*;

*Glückskind* „vom Glück Begünstigter, wem alles gelingt“ (16. Jh.), vielleicht nach lat. *fortunae filius*; *Glückspilz* zunächst im Sinne von „Emporkömmling, Parvenü“ (2. Hälfte 18. Jh.), eigentl. ‘wer wie ein Pilz plötzlich aus dem Nichts aufschießt’ (ev. unter dem Einfluss von engl. *mushroom*, das sowohl „Pilz“ wie auch „Emporkömmling“ bedeutet), von der 2. Hälfte des 19. Jhs. an wird gleichbedeutend mit *Glückskind* verwendet; *Glücksrad* (seit dem 17. Jh.) gilt als Sinnbild für die Veränderlichkeit des Glücks, auch „das sich drehende Rad bei Verlosungen und bestimmten Glücksspielen“, mhd. *des gelüces rat*, auch *gelückrat*, später *glückrad* (14. Jh.); *Glücksritter* „wer sich in seinem Handeln sorglos auf sein Glück verlässt“, auch abschätzig für „Abenteurer“ (2. Hälfte 18. Jh.) verwendet, zunächst auf mittelalterliche Verhältnisse bezogen „Ritter, der auf Glück auszieht“ (DWDS).

Die Wortbildung offenbart vielseitige Motive, die die Semantik des Wortes im Laufe der Zeit erlebt hat. Nicht weniger relevant für die semantischen Wandlungen ist das Aufkommen und Fortleben von stehenden Redewendungen mit den zu betrachtenden Lexemen.

In der Kurzfassung des Beitrags von H. Burger auf der Konferenz Europhras – 2012 in Maribor (27.–31. VIII. 2012) heißt es: „Ein neuerdings wieder virulenter Aspekt des Problems ist die Rolle der Etymologie und/oder der Volksetymologie für die Beurteilung aktueller Sprache. Das ist nicht nur eine akademische Frage. Vielmehr haben die Sprecherinnen und Sprecher zu allen Zeiten bis zu einem gewissen Grade ein Bewusstsein für die Historizität der von ihnen gebrauchten Phraseme. Dies soll an Texten aus der frühen Neuzeit und der Gegenwart demonstriert werden“ (BURGER 2012). Davon lassen wir uns weiterhin leiten.

Das deutsche Sprichwort *Jeder ist seines Glückes Schmied*, welches auch der Redensart *der Schmied seines Glückes sein* mit der Bedeutung „sein Schicksal selbst in der Hand haben“ zugrunde liegt, gehört zu der antiken lateinischen Überlieferung. In lateinischer Form soll es in einer heute verlorenen Sammlung eines römischen Konsuls 307 v. Chr. erwähnt worden sein, denn in einer späteren lateinischen Schrift findet sich ein Hinweis darauf: „In carminibus Appius ait fabrum esse suae quemque fortunae“, wo diese Fähigkeit, sein Glück selbst zu gestalten, ausschließlich dem Weisen

zugeschrieben wird und heißt wörtlich: *Glück schmieden* (RÖHRICH 1973). Soll die Redensart also im Deutschen wie auch in vielen anderen Sprachen als eine Entlehnung interpretiert werden?

Eine andere Version schließt die Hypothese völlig aus, zumal das Sprichwort in vielen indogermanischen (und nicht nur) Sprachen belegt ist, und eine parömiologische Universalie darstellt. Die Varianten in verschiedenen Sprachen betreffen hauptsächlich die handelnde Person, wobei es im Deutschen und in den norddeutschen Sprachen sowie in den meisten slawischen Sprachen um den *Schmied* geht und sonst handelt es sich überhaupt um einen *Meister*, *Baumeister* und *Schöpfer*: Vgl.: rus. *всяк КУЗНЕЦ своего счастья* (rus. *кузнец* „Schmied“); schwed. *sin egen lyckas SMED*, norw. *enhever er sin egen lykkes SMED*, engl. *every man is the ARCHITECT of his own fortune* und *man FORGES his own destiny* (engl. *forge* vt, „schmieden“); fr. *chacun est ARTISAN de sa propre fortune* (fr. *artisan* „Handwerker“, aber auch „Schöpfer“); span. *cada uno es ARTIFICE de su fortuna* (span. *artifice* „Meister“). Der Beruf (oder auch Berufung) als solcher ist also nicht relevant. Die Idee hat den allgemein gültigen Wert, das Formelle variiert je nach der kulturellen, nationalen Spezifik.

Aber zurück zum deutschen Phraseologismus: Dass es ein Phraseologismus, und zwar ein Idiom ist, bleibt außer Zweifel – es offenbart die Polylexikalität, die Festigkeit und gewiss die Idiomatizität (die Komponenten bilden eine durch die syntaktische und semantische Regularität der Verknüpfung nicht voll erklärbare Einheit) (BURGER 2010). Die Frage bleibt aber: Ob der Phraseologismus bildlich ist, das heißt, ob wir uns das dahinter stehende Bild vorstellen können (wie etwa bei *Öl ins Feuer gießen*)?

Auf den ersten Blick ruft der bildliche Gehalt des Idioms keine Zweifel hervor. Aber: wörtlich *das Glück zu schmieden* ergibt nichts. Was stellt man sich da eigentlich vor?

Da sollte man zur Etymologie des Lexems greifen, wobei sich herausstellt, dass die Herkunft von *Glück* unklar ist, und je jünger die lexikographische Quelle, desto mehr Zweifel wird an den Tag gelegt.

Der Kluge – 2002 gibt an, das Wort stamme aus dem 13. Jh., mhd. *g(e)lücke*, mnnd. *gelucke*, mndl. *geluc(ke)* Stammwort. Herkunft unklar. Bedeutungsübertragung aus afrz. *destinée*, das entsprechende Wort bedeutet einerseits „Festsetzung, Bestimmung, Beschluss“, andererseits „christliches Fatum“ (KLUGE 2002).

Die Kluge-Version aus dem Jahr 1960 verweist darauf, dass es auffallend spät bezeugt sei und stützt seine Etymologie auf die ig. Wurzel *\*leug*

mit der Bedeutung „biegen“, welche über „zubiegen“, „zuziehen“ die germ. Bedeutung „schließen“ ergab. Glück wäre aus „Art wie etwas schließt, endigt, ausläuft“ zu „was gut ausläuft, sich trifft“ geworden. Das Wort erlebt die Verbesserung der Bedeutung. Auf diese Entwicklung mögen die mhd. Lexeme für Gelingen (*gelinc* m., *gelinge* f, n) ausgewirkt haben (KLUGE 1960).

Jedenfalls ist die Herkunft des relativ spät auftretenden Wortes nicht geklärt. Mhd. *g(e)lücke* ist erstmals in der frühhöfischen Dichtung bezeugt und verbreitet sich mit der höfisch-ritterlichen Kultur vom Rhein aus über das deutsche Sprachgebiet. Es bedeutet anfangs „Schicksal, Geschick, Ausgang eines Geschehens oder einer Angelegenheit“ (sowohl zum Guten als auch zum Bösen) und tritt als Schicksalsbegriff in Konkurrenz mit mhd. *sælde* und *heil*, den älteren Ausdrücken für „Segen, Heil, Glück“. Aus dem engeren Gebrauch im Sinne von „günstiger Verlauf oder Ausgang eines Geschehens, günstiges Geschick“ entwickelt sich *Glück* zur Bezeichnung des wünschenswerten „Zustandes starker innerer Befriedigung und Freude“. Im 14. Jh. nimmt *Glück* auch die Bedeutung von „Beruf, Lebensunterhalt“ an (DWDS).

Es steckt dahinter auf jeden Fall etwas Amorphes. Da hätten wir einen Widerspruch: Das Objekt der möglichen Handlung ist im nicht phraseologischen Sinne eher abstrakt, wobei die Person, die schmiedet, eine ganz konkrete Handlung auszuführen hat.

Da wäre noch die Tatsache zu beachten, dass das Eisen sich schmiedet, solange es gebogen werden kann (man beachte diesen Aspekt in Anlehnung an das semantische Motiv des Biegens in der Kluge-Version aus dem Jahr 1961, s. o.).

Was *schmiedet* man sonst außer Metall? Wie bekannt, soll man das Eisen schmieden solange es heiß ist. Aber was sonst außer Metall? Die Regel gilt bekanntlich: *Leben* ist das, was passiert, wenn du gerade andere *Pläne schmiedest*. In einer *Ideenschmiede* schmiedet man also *Ideen*. Manchmal geht es aber auch um ein *Komplott*, welches man gegen jemanden schmiedet. Außer Eisen ist man sonst mit mentalen Sachen konfrontiert. Das hilft aber uns nicht so sehr weiter. Diese Kollokationen ergeben – wie ersichtlich – lauter abstrakte Begriffe (wobei unser Schmied von Seldwyla, als er glücklich wurde, mit ganz normalen Nägeln zu tun hatte).

Wenn also das eine Nomen nicht hilft, bleibt der einzige Weg: die Person selbst (*Schmied*). Der jeweilige germanische Stamm bezeichnet grundsätzlich einen Handwerker (neben Schmied auch Zimmermann, Waffenmeister, Krüger, Töpfer usw.). Die Bedeutung war ursprünglich wohl allgemeiner;

vgl. ahd. *smeidar* „Künstler, Bildner“. Außergermanisch vergleicht sich z. B. die griechische Wurzel mit der Bedeutung „Schnitzmesser“, zu vergleichen seien außerdem als wurzelverwandt goth. *maitan* „hauen“, ahd. *meiʒan* „Meißel“. Die Bedeutung der zugrunde liegenden Wurzel scheint „glättend, kunstvoll bearbeiten, bilden“ zu sein (DWB).

Warum ist aber im Deutschen für das Glück eines jeden ausgerechnet der Schmied und kein anderer Handwerksmeister zuständig? Einen weiteren gründlichen Einblick in die Semantik des Wortes vermag Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm zu verschaffen (DWB). Dem umfangreichen Artikel entnehmen wir nur für uns relevante semantische Aspekte, die reich mit historischem Sprachmaterial belegt sind.

Es wird zunächst ebenfalls auf die ursprüngliche Bedeutung „Bildner“ hingewiesen, dann auf die spätere Einschränkung auf den in alter Zeit am meisten geschätzten Bildner, den Verfertiger des für Fristung und Sicherung des Lebens so nützlichen metallenen Geräts, dessen Kunst in deutschen Mythen verherrlicht wird. Wieland, der gefeierte Schmied der germanischen Sage, baut auch ein Schiff; und der Zimmermann, der Schiffe und Häuser baut, wird im Ags. und Altnord. auch *Schmied* genannt. Noch aus frühnd. Zeit lässt sich der allgemeinere Gebrauch erweisen. Paracelsus unterscheidet den Schmied des Holzes und den Schmied der Metalle. Andererseits herrscht schon ahd. die Beziehung auf den Bearbeiter von Metall vor, wie das die Zusammensetzungen *êrsmid*, *goldsmid*, *kaltsmid*, *silbersmid* zeigen. Noch deutlicher ist das im Mhd. erkennbar, wo Zeugnisse aus der lebendigen Sprache und zahlreichere Zusammensetzungen vorliegen: An das alte Arbeitsgebiet des Metallarbeiters erinnert es, wenn in älteren Quellen manchmal das Simplex gebraucht wird, wo später ein Kompositum oder ein anderes Wort erscheint, so vom Arbeiter in Edelmetallen (*gold-*, *silberschmied*):

diu *krône* ist elter danne der künec Philippes sî:  
dâ mugent ir alle schouwen wol ein wunder bî,  
wies ime der *smit* sô ebene habe gemachet. (Walther v. d. Vogelweide)

Der Verfertiger von Schlüsseln wurde als *Kleinschmied* und *Schlosser* bezeichnet: chain *smit* sol *sluʒzel* wurken die auf taich oder auf wachs sint gedruket. (mhd.). Auf die gleiche Tätigkeit weist der nd. Ausdruck *smedes dogter* für *Schloss*: *daar is smedes dogter vör* „die thür ist verschlossen“ (brem.). Der Teilung des alten Handwerks in mehrere entspricht die Gebrauchseinschränkung des Simplex, das schließlich nur noch den Verfertiger von gröberem Eisenarbeiten bezeichnet (vor allem das Schmieden und Befestigen von Hufeisen).

Die Künste eines Schmiedes erstreckten sich auch auf die Heilung von Menschen:

*frü schickt der abt nach seinem schmidt, und sprach zu dem schmidt, sag du mir, ich hab gehöret offt von dir wie du kanst mancherley artzney, sag ob dir auch bewisset sey die artzeney für den zahnweh.* (H. Sachs)

In Vergleichen wird besonders die körperliche Kraft eines Schmiedes hervorgehoben, die sein Handwerk fordert und ausbildet:

*sus türten si (die ritter) mit strîte ûf des anders wîte: es wæren müede zwêne smide, ob si halt heten starker lide, von alsô manegem grôẏem slage.* (W. v. Eschenbach Parz.)

Mittelalterliche sprichwörtliche Wendungen zeigen den Schmied in mehrfachen Beziehungen zu seinem Handwerk: *der schmid lobt seinen hammer*. Aber auch das Lexem als solches wird gelegentlich auf geistige Tätigkeit, Erdenken und Ausführen von Plänen gebraucht: *dô wart der von Burgenstein frô und sprach: diz ist ein guoter smit gewesen, der diz dinc alleẏ gesmidet hât. daẏ meint er alsô, er wære der smit, dann er hette dise sachen alle erdâht und an getragen* (mhd.).

In spöttischem Sinne bezeichnen die jeweiligen Komposita einen Menschen, welcher in seinem Beruf ungeschickt und kunstlos ist: *reimschmied*, *suppenschmied*. Scherzhaft heißt der Bäcker *semmelschmied*: *auff, spring zum semmelschmied und hol mir frisches brodt*.

Bei Paracelsus findet sich in Anlehnung an die alte allgemeine Bedeutung des Wortes *schmied* als „schaffende, bildende Kraft“: *der saam ist nichts, er hat allein den anfang, in der die form ist, und der schmid, natur und eigenschaft* (frei nach: DWB).

Also hatte das Wort schon in den früheren Zeiten einen breiteren Anwendungsbereich, war aber auf dem Wege zur Spezialisierung. Den Vorrang gewann der *Schmied*, nicht zuletzt weil er mythologisch (d. h. für die naive Weltauffassung) relevant für sprachliche Reflexion war.

Das Einzige, was Phraseologismen mit der Komponente *Schmied* sowie mit den paradigmatisch relevanten Komponenten wie etwa *schmieden*, *beschlagen*, *Schmiede* gemeinsam haben, ist der Verweis darauf, dass sie bedeutend älter als schriftlich fixiert sein sollen. Das ist schon ein Grund das mythologische Weltbild als Grundlage der Recherche zu benutzen. Damit hätten wir eine weitere Möglichkeit, der Sache auf den Grund zu gehen.

Viele Mythologien kennen den sogenannten *culture hero* (fr. Heros civilisateurs, dt. Heilbringer), welcher zu den grundlegenden Gestalten

der mythologischen Weltauffassung gehört. Seine Funktionen sind mannigfaltig. Er bringt den Menschen vieles bei, was ihr Leben zivilisierter macht. Er vermag viele Künste, kennt sich in Magie aus. Mythologisch betrachtet ist er also ein Sinnbild für Meister und Demiurg (Weltbaumeister, Weltenschöpfer). Aber vor allem ist er für Feuer zuständig (ebenfalls ein grundlegendes Mythologem).

Als die Menschen lernten, Erze zu schmelzen und daraus Waffen, Schmuck u. a. m. zu verfertigen, musste ihnen das Schmiedehandwerk rätselhaft und unheimlich vorkommen. Die Erinnerung daran ist in zahlreichen Sagen vom kunstreichen Schmied zu finden. Es seien zu erwähnen der griechische Hephaistos (nicht nur Gott des Feuers, sondern auch Schutzherr des Schmiedehandwerks), Dädalus, den Athene selbst in die Schmiedekunst einweihete und der sich aus der Gefangenschaft befreite, indem er für sich und seinen Sohn Ikaros Flügel anfertigte und auf diese Weise entfloh. Auch die germanische Sage vom Meisterschmied Wieland enthält ähnliche Motive und lässt erkennen, welch hohes Ansehen der Schmied einst genoss, wie sehr man ihn bewunderte und zugleich fürchtete.

Nun bedarf auch die mythologische Gestalt, Wieland der Schmied, eines ausführlichen Kommentars. Denn sein Wesen entspricht dem semantischen Ursprung des Lexems *Schmied* und das Lexem selbst kann somit mythosemantisch erklärt werden.

Mit neun wurde Wieland von seinem Vater, dem Riesen Wate, in die *Lehre* zu dem berühmten Schmied Mime gegeben. Seine *Kunst* (wir müssen da berücksichtigen, dass Kunst von *können* stammt) war allgemein anerkannt. Nach drei Jahren war Wieland also ein *kunstreicher* Schmied geworden. Danach schickte ihn der Riese zu den Zwergen, die besser als irgendjemand sonst die Kunst des Schmiedens beherrschten, und nicht nur aus Eisen, sondern auch aus Gold, Silber und anderen Metallen wussten sie die schönsten Waffen und Geräte herzustellen. Bei ihnen lernte Wieland alle *Geheimnisse*. Er war ein gelehriger Schüler und lernte schnell. Da war er aber das erste Mal mit der heimtückischen Seite des Lebens konfrontiert: Die Zwerge missgönnten ihm seine Kunst und trachteten nach seinem Leben. In seinem weiteren Schicksal erweist er sich nicht nur als ein starker, tapferer, weiser und kunstreicher, sondern auch als ein listiger, heimtückischer, manchmal auch grausamer und rachesüchtiger Mensch.

In der Zwielfichtigkeit dieser Figur offenbart sich eine gewisse Diskrepanz zwischen dem heidnischen und christlichen Weltbild. Kein Christenmensch würde sich offen zu einem Schmied bekennen. Nicht zu vergessen ist die Tatsache, dass der Name des germanischen *Wieland* vielsagend ist (*vollant* ist mit *teufel* verwandt). Zu erwähnen wäre eine der

ursprünglichen Bedeutungen von dem entsprechenden russischen Verb *ковать* in der Bedeutung „schmieden“, es heißt „злоумышлять“, eigentlich *böse Pläne schmieden*; wurzelverwandt ist das russische Verb mit dem heutigen Adjektiv *коварный* in der Bedeutung „tückisch, heimtückisch, hinterlistig“. Ähnliches weist auch das Englische auf: für *schmieden* gibt es heutzutage zwei Verben *to smith* und *to forge*. Während das Erste ziemlich harmlos ist, bezeichnet das letztere in ganz verschiedenen Bereichen auch heimtückische und betrügerische Handlungen und nominal die Ergebnisse davon (einschließlich *Fälschungen*), eben dieses Verb erscheint auch in dem oben erwähnten Sprichwort *Man forges his own destiny*.

In diesem Zusammenhang ist für uns das Verb *beschlagen* relevant. Das russische *подковать* für *beschlagen* heißt übertragen *jmdn. betrügen*. Nur im Russischen und im Deutschen haben wir für dieses Verb auch die positive Bedeutung feststellen können, und zwar „für etwas vorbereiten“: vgl. russ. *подковать* „betrügen“ vs. *хорошо в чем-л. подкован* „ist gut unterrichtet, gut beschlagen“. Das dt. *ein Pferd beschlagen* erklärt sich folgenderweise: Da ein gut beschlagenes Pferd ein gut vorbereitetes Pferd ist, bekommt das Partizip *beschlagen* die Bedeutung „bewandert, gut vorbereitet“ (RÖHRICH 1973).

Die betrachteten semantischen Motive finden ihren Niederschlag in zahlreichen Sprichwörtern und Redensarten, in welchen sich das ganze semantische Paradigma „Schmied“ weiter entwickelt. Zum Beispiel: die Redewendung *gut beschlagen sein* „in einer Sache erfahren, kenntnisreich sein“, die übertragen erst im 17. Jahrhundert auftritt (genau wie im Franz.: *ferre sur quelque chose*). Dazu gibt es auch mundartliche deutsche Varianten, z. B. im Siebenbürgischen: *Di äs af alle vären beschloen*, preußisch: *Er ist auf allen vieren beschlagen* (BORCHARDT / WUSTMANN / SCHOPPE 1955).

*Vor die rechte Schmiede gehen* „an die richtige Stelle gehen, wo einem die gewünschte Hilfe oder Auskunft am besten wird“. Die Redensart lässt sich seit 1600 belegen, ist aber bestimmt älter. An der Schmiede wird das Pferd beschlagen; ein merkwürdig vollständiges Gleichnis, dass derjenige auch bildlich „gut beschlagen“ ist, der vor die rechte Schmiede gegangen ist. In Oberdeutschland sagt man: *Besser zum Schmied als zum Schmiedel*. Der Gegensatz wird in Westfalen ausgedrückt durch die Redensart: *Hei is in de unrechte Apteik kumen* (BORCHARDT / WUSTMANN / SCHOPPE 1955). Sonst auch: *Zum Schmied und nicht zum Schmiedchen gehen*.

Die reichlich vertretenen mundartlichen Varianten sowie Parallelen in den anderen Sprachen ebenfalls mit mundartlichen Variationen sind ein Beweis für das hohe Alter des Idioms und ein Argument in der Frage: eine Entlehnung oder nicht. Der universelle Charakter des Mythologems er-

gibt den universellen Charakter des sprichwörtlichen Ausdrucks: Gleich sind das Bild und der Sinn, es unterscheidet sich nur die formelle Seite der Wendungen, die kulturbezogen ist.

Ein Schlüssel zur Lösung der aufgeworfenen Fragen ist das historisch-semantiche Verfahren, das die Wege der semantischen Entwicklung von jeweiligen Lexemen und Phrasemen zu erklären vermag. In unserem Fall werden semantische Wandlungen im Zusammenhang mit dem altertümlichen mythologischen Weltbild aufgedeckt, welches in einem gewissen Maße in Sprache und Kultur seinen Niederschlag findet.

Der Phraseologismus ist motiviert auf der mythologischen Grundlage; das Lexem *Schmied*, das im Laufe der Zeit einen Bedeutungswandel erfährt, u. z. die Spezialisierung der Bedeutung, realisiert sich im Bestand des Sprichwortes in seiner ursprünglichen Bedeutung, „Meister und Schöpfer“, die sonst nur sprachhistorisch zu belegen ist. Dieses semantische Motiv erklärt außerdem die Kombination *Schmied* und *Glück* im Rahmen einer komplexen sprachlichen Einheit, u. z. eines durchaus gebräuchlichen Sprichwortes.

Die Novelle von G. Keller, für die das behandelte Sprichwort einen Text bildenden Charakter hat, vereinigt in sich übertemporal - dank dem poetischen Genie des Autors – alle semantischen Aspekte des Lexems *Glück* (und das nur im Zusammenhang mit *Schmied* im Rahmen einer komplexen sprachlichen Einheit): Einerseits realisiert sich darin die hypothetische ursprüngliche Bedeutung „biegen“, denn der Protagonist findet sein Glück im Schmieden der Nägel, andererseits kommen die Motive von „schließen, auslaufen“ und „gut auslaufen“ zum Vorschein, weil die ganze Geschichte eben mit dem geschmiedeten Glück endet.

## Literatur

- BURGER H. (2010) *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. Berlin.
- BURGER H. (2012) *Phraseologie und Kultur. Internationale Konferenz unter der Schirmherrschaft der Europäischen Gesellschaft für Phraseologie EUROPHRAS*. Maribor. 27.–31. VIII. 2012. <http://www.euophrasmaribor.si>
- BORCHARDT, W./ WUSTMANN, G./ SCHOPPE, G. (1955) *Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund*. Leipzig.
- DWB. *Das deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*. <http://woerterbuchnetz.de/DWB>.
- DWDS (2008-2011) *Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache*. <http://www.dwds.de/>
- KELLER, G. *Der Schmied seines Glückes*. <http://www.zeno.org/Literatur/M/Keller>.
- KLUGE, F. (1960) *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 18. Auflage. Berlin.
- KLUGE, F. (2002) *Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache*. Berlin, New York.
- RÖHRICH, L. (1973) *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*. Freiburg, Basel, Wien.